



LEW TOLSTOJ
MEINE BEICHTE

insel taschenbuch

»Ich habe im Krieg Menschen umgebracht, zum Duell gefordert, um zu töten, im Kartenspiel verloren, habe die Arbeit der Bauern ausgenutzt, sie bestraft, habe gefehlt, betrogen, Lüge, Raub, Wollust, Trunksucht, Gewalt, Mord – es gibt kein Verbrechen, das ich nicht begangen hätte.« Nach dem großen Erfolg von *Krieg und Frieden* und *Anna Karenina* durchlebt Lew Tolstoj eine tiefe Lebenskrise. Seine Gedanken und Zweifel, die er in *Meine Beichte* niederschreibt, treiben ihn an den Rand des Selbstmords. Den einzigen Ausweg findet er schließlich in der Abwendung von seinem bisherigen Leben und jeglichem weltlichen Besitz und in der Hinwendung zum Glauben des einfachen, schicksalergebenen Bauernvolks.

Meine Beichte ist Dokument von Tolstoj's »neuer geistiger Geburt« und sein wichtigster autobiographischer Text. Die Publikation führte aufgrund der Kritik an den grundlegenden Glaubenssätzen der russischen Orthodoxie und an deren Intoleranz Andersgläubigen gegenüber zum offenen Bruch mit der Kirche. *Meine Beichte* wurde verboten und kursierte viele Jahre nur in handschriftlichen Fassungen im Kreis von Tolstoj's Anhängern und im Ausland.

it 3485
Lew Tolstoj
Meine Beichte



Lew Tolstoj
MEINE BEICHTE

Insel Verlag

Originaltitel: *Ispoved'* (1882)

Die vorliegende Übersetzung von Alexis Markow erschien erstmals im Verlag Cassirer & Danziger, Berlin 1890. Sie wurde für diese Ausgabe behutsam überarbeitet.

Umschlagabbildung: © Michael Nichols/Corbis

insel taschenbuch 3483

Erste Auflage 2010

© Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Elke Dörr

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35185-6

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

MEINE BEICHTE

I.

Ich bin im orthodoxen christlichen Glauben getauft und erzogen worden. In diesem Glauben wurde ich von Kindheit an und während meiner Kinder- und Knabenjahre unterrichtet. Als ich aber im Alter von achtzehn Jahren die Universität im zweiten Kursus* verließ, war mir von dem Glauben, den man mich gelehrt hatte, nichts mehr geblieben.

Wenn ich nach meinen jetzigen Erinnerungen urteilen darf, so habe ich überhaupt nie ernsthaft geglaubt, sondern nur Vertrauen zu dem gehegt, was Erwachsene vor mir bekannten; dieses Vertrauen entbehrte jedoch jedes festen Grundes.

Ich erinnere mich, daß uns, als ich elf Jahre alt war, ein Knabe, der inzwischen längst gestorben ist, Wolodja M., an einem Sonntag besuchte und als größte Neuigkeit eine auf dem Gymnasium vernommene Entdeckung mitteilte. Diese Entdeckung war, daß es keinen Gott gebe und daß alles, was man uns lehrte, nur unsinniges Zeug sei. (Dies war im Jahr 1838.) Ich erinnere mich, wie diese Neuigkeit das Interesse meiner älteren Brüder weckte, wie sie auch mich zu Rate zogen und wie wir alle, lebhaft erregt, diese Nachricht als etwas sehr Unterhaltendes und sehr Mögliches aufnahmen.

Ich erinnere mich auch, wie mein älterer Bruder Dimitrij während seiner Studienzeit auf der Universität plötzlich, mit der seiner Natur eigenen Leidenschaft, sehr gläubig wurde, jeden Gottesdienst besuchte, fastete, ein reines, sittliches Leben zu führen begann, und wie wir alle, selbst die älteren Leute, ihn auslachten und ihm den Beinamen »Noah« gaben.

* Die russischen Universitäten waren bis vor kurzem in *Kurse* eingeteilt. Die Besuchszeit eines jeden war eine einjährige. [A. d. Ü.]

Ich erinnere mich, wie Mussin Puschkin, der zu jener Zeit Kurator der Kasaner Universität war, uns zu sich zu einem Ball einlud und den die Einladung ausschlagenden Bruder spöttisch damit zu überreden suchte, daß auch David vor der Bundeslade tanzte. Diese Scherze der Älteren gefielen mir damals, und ich zog daraus den Schluß, daß man wohl den Katechismus lernen, die Kirche besuchen müsse, dies alles aber nicht so ernst zu nehmen brauche. Ich erinnere mich außerdem, daß ich in sehr jungen Jahren Voltaire gelesen habe, daß mich aber seine Spötteleien nicht nur nicht empörten, sondern sogar sehr erheiterten.

Der Abfall vom Glauben vollzog sich bei mir so, wie er sich stets bei Leuten unserer Bildung vollzogen hat und noch heute vollzieht. In den meisten Fällen geschieht es, glaube ich, so: Man lebt so, wie alle leben, und alle leben aufgrund von Prinzipien, die nicht nur mit dem Glauben nichts gemein haben, sondern diesem in den meisten Fällen sogar widersprechen. Die Glaubenslehre hat keinen Teil am Leben; sie spielt weder in den Beziehungen zu anderen Menschen eine Rolle, noch setzt man sich selbst im eigenen Leben mit ihr auseinander. Zu dieser Glaubenslehre bekennt man sich dort, irgendwo, fern vom Leben und unabhängig von demselben. Stößt man auf sie, so ist es, als sei es eine äußere Erscheinung, die in keiner Verbindung zum Leben steht.

Am Leben eines Menschen, an seinem Tun, kann man nicht erkennen, ob er gläubig ist oder nicht. Wenn es einen Unterschied gibt zwischen einem Menschen, der sich offen zum orthodoxen Glauben bekennt, und einem, der ihn leugnet, so fällt dieser nicht zugunsten des ersteren aus. Heute wie damals begegnet man offenem Bekenntnis zum orthodoxen Glauben und ersichtlicher Erfüllung der rituellen Vorschriften meistens bei stupiden, grausamen, unsittlichen Menschen,

die sich für sehr bedeutend halten. Geist, Ehrenhaftigkeit, geraden Sinn, Herzensgüte und Sittlichkeit trifft man hinwiederum meist bei Menschen an, die sich selbst für ungläubig halten.

In den Schulen lehrt man den Katechismus, die Schüler treibt man in die Kirche, und von den Beamten verlangt man Zeugnisse über den Besuch des Abendmahls. Aber jemand unserer Gesellschaftsklasse, der kein Schüler mehr ist und kein Staatsbeamter, kann heute mehrere Jahrzehnte vergehen lassen – früher noch längere Zeit –, ohne auch nur einmal darüber nachzudenken, daß er inmitten von Christen lebt und sich selbst zu den Bekennern des christlichen orthodoxen Glaubens zählt.

Das vertrauensvoll Angenommene und von äußerem Zwang Festgehaltene schmilzt also allmählich unter dem Einfluß der Kenntnisse und der Lebenserfahrung, welche mit der Glaubenslehre im Widerspruch stehen; und häufig lebt man sehr lange mit der Vorstellung, jene Glaubenslehre, welche man in der Kindheit empfangen hat, sei in uns noch unverändert stark, während doch von derselben keine Spur mehr vorhanden ist.

S., ein gescheiter und rechtschaffener Mann, hat mir erzählt, wie er aufhörte zu glauben. Als er bereits sechsundzwanzig Jahre alt war, kniete er einmal während einer Jagd im Nachtquartier nach alter, von Kindheit angenommener Gewohnheit abends zum Gebet nieder. Sein älterer Bruder, der ihn zur Jagd begleitet hatte, lag im Heu und beobachtete ihn. Als S. geendet und sich gerade hinlegen wollte, sagte sein Bruder: »Das machst du also immer noch?«

Weiter wechselten sie kein Wort. Aber von diesem Tag an hörte S. auf, zum Gebet niederzuknien und die Kirche zu besuchen. Nun sind es dreißig Jahre, seit er nicht mehr ge-

betet hat, nicht zum Abendmahl und nicht in die Kirche gegangen ist; und zwar nicht, weil er die Überzeugungen seines Bruders kennengelernt und ihnen gefolgt wäre oder weil er in seinem Innern zu einem Entschluß gekommen wäre, sondern nur deshalb, weil jenes von seinem Bruder ausgesprochene Wort wie ein Stoß mit dem Finger in eine Wand war, die unter der eigenen Last zusammengestürzt wäre; dieses Wort war nur ein Hinweis darauf gewesen, daß jene Stelle, wo er den Glauben wähte, schon längst ein leerer Raum geworden war. Und so sind die Worte, welche er spricht, die Bekreuzigungen, das Niederknien während des Gebets nichts weiter als sinnlose Handlungen, und hat er ihre Sinnlosigkeit einmal erkannt, so muß er aufhören, sie auszuüben.

So ist es gewesen, und so ist es, glaube ich, auch bei der weitaus überwiegenden Zahl der Menschen. Ich spreche von Menschen unserer Bildung, ich spreche von den Menschen, die sich selbst gegenüber aufrichtig sind, nicht aber von denen, welchen der Glaube lediglich ein Mittel zur Erreichung von irgendwelchen zeitlichen Zielen ist. (Diese Menschen sind die wahren Ungläubigen, denn dient der Glaube nur als Mittel zur Erreichung von irgendwelchen weltlichen Zielen, so ist es sicherlich kein Glaube.) Menschen unserer Bildung befinden sich in folgender Lage: Das Licht des Wissens und des Lebens haben das künstliche Gebäude des Glaubens schmelzen lassen; die einen haben dies bereits wahrgenommen und die Trümmer fortgeräumt, die anderen haben diese Lücke noch gar nicht bemerkt.

Die mir von Kindheit auf eingeübte Glaubenslehre war in mir ebenso wie in anderen verschwunden, nur mit dem Unterschied, daß ich meiner Lossagung von der Glaubenslehre schon sehr früh bewußt wurde, da ich bereits mit fünfzehn Jahren philosophische Werke las. Schon von meinem sech-

zehnten Jahr an hörte ich auf, zum Gebet niederzuknien und aus eigenem Antrieb die Kirche zu besuchen und zu fasten. Ich glaubte nicht daran, was mir von Kindheit auf eingeübt wurde, doch glaubte ich an Etwas. Was dieses Etwas war, könnte ich unmöglich sagen. Ich glaubte an einen Gott, oder richtiger gesagt, ich leugnete ihn nicht, aber wie dieser Gott war, hätte ich nicht sagen können; ich leugnete auch Christus und seine Lehre nicht, aber worin diese Lehre bestand, hätte ich ebensowenig sagen können.

Wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, so sehe ich deutlich, daß mein einzig wahrer Glaube – das, was außer den animalischen Trieben mein Leben in Bewegung setzte – damals nur der Glaube an Vervollkommnung war. Worin aber diese Vervollkommnung bestand und welchen Zweck sie verfolgte, das hätte ich nicht sagen können. Ich bemühte mich, mich geistig zu vervollkommen – ich lernte alles, was mir zugänglich war und worauf mich das Leben gestoßen hatte; ich bemühte mich, meine Willenskraft zu vervollkommen, ich konstruierte Regeln für mein Verhalten, die ich zu befolgen strebte; ich vervollkommnete mich physisch durch allerlei Übungen, indem ich meine Kraft und Geschicklichkeit schärfte und durch jegliche Entbehrungen mir Ausdauer und Geduld aneignete. All dies hielt ich für Vervollkommnung. Im Vordergrund stand freilich die sittliche Vervollkommnung, bald aber trat an ihre Stelle die Vervollkommnung überhaupt, das heißt der Wunsch, besser zu werden, nicht vor mir selber oder vor Gott, sondern besser zu sein als die übrigen Menschen. Sehr bald aber war an die Stelle des Wunsches, besser zu sein als andere Menschen, der Wunsch getreten, stärker zu sein als die übrigen Menschen, das heißt ruhmreicher, gewichtiger, reicher als die anderen.

II.

Ein anderes Mal werde ich die Geschichte meines Lebens erzählen, jene ergreifende und zugleich lehrreiche Geschichte dieser zehn Jahre meiner Jugend. Ich glaube, sehr viele, viele Menschen werden das gleiche erlebt haben. Von ganzer Seele wünschte ich, gut zu werden; aber ich war jung, ich besaß Leidenschaften, und ich stand allein da, vollständig allein, als ich das Gute erstrebte. Jedesmal, wenn ich versuchte, auszusprechen, was meine innigsten Wünsche ausmachte, nämlich daß ich sittlich-gut zu werden wünschte, begegnete ich Verhöhnung und Verachtung; sobald ich mich jedoch abscheulichen Leidenschaften hingab, wurde ich gelobt und ermuntert.

Ehrgeiz, Herrschsucht, Eigennutz, Wollust, Hochmut, Zorn, Rache – das alles stand in Ansehen.

Indem ich mich diesen Leidenschaften überließ, wurde ich der Mehrheit ähnlich und fühlte, daß man mit mir zufrieden war. Meine gute Tante, bei der ich wohnte, das reinste Wesen, hat mir immer gesagt, daß sie für mich nichts so sehnlichst herbeiwünschte als ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau: »Rien ne forme un jeune homme, comme une liaison avec une femme comme il faut.« Und noch ein anderes Glück sehnte sie für mich herbei: daß ich Adjutant würde, am liebsten beim Kaiser; das größte Glück aber war in ihren Augen: wenn ich ein sehr reiches Mädchen heiraten und wenn ich infolge dieser Heirat sehr viel Leibeigene besitzen würde.

Ich vermag an diese Jahre nicht ohne Entsetzen, Ekel und Herzweh zurückzudenken. Ich tötete Menschen im Krieg, ich forderte zum Duell, um zu töten; ich verspielte in Karten,

vergeudete, was die Bauern mühsam erarbeitet hatten; ich mißhandelte dieselben, ich buhlte, ich betrog. Lüge, Diebstahl, Buhlerei aller Art, Völlerei, Vergewaltigung, Totschlag . . . Es gab kein Verbrechen, das ich nicht begangen hätte, und für all das lobte man mich; meinesgleichen hielt und hält mich noch für einen relativ sittlichen Menschen. So habe ich zehn Jahre lang gelebt.

Zur selben Zeit begann ich zu schreiben – aus Eitelkeit, Eigennutz und Hochmut. In meinen Schriften tat ich dasselbe, was ich im Leben tat. Um Ruhm und Geld zu erlangen, um deretwillen ich schrieb, mußte ich das Gute verheimlichen und das Schlechte schildern. So habe ich es denn auch getan. Wie oft habe ich in meinen Schriften unter dem Anschein von Gleichgültigkeit und gar leichtem Spott listig meine Bestrebungen zum Guten verheimlicht, die den Sinn meines Lebens ausmachten. Und ich habe es erreicht: Man lobte mich.

Mit sechsundzwanzig Jahren kam ich nach dem Krieg [dem Krimkrieg, A. d. Ü.] nach Petersburg und trat in Verbindung mit den dortigen Schriftstellern. Man nahm mich als ebenbürtig auf, man schmeichelte mir. Und kaum hatte ich Zeit gefunden, einen Blick um mich zu werfen, als die zunftmäßigen, schriftstellerischen Lebensanschauungen jener Leute, mit denen ich verkehrte, sich meiner bemächtigten und alle meine früheren Bestrebungen nach Veredlung verwischten. Diese Anschauungen stellten meinem ausgelassenen Leben gegenüber eine Theorie auf, welche dasselbe rechtfertigte.

Diese Leute, meine Kameraden in der Schriftstellerei, vertraten die Ansicht, daß das Leben im allgemeinen sich entwickelt und daß wir an dieser Entwicklung den Hauptanteil haben, wir Männer des Gedankens, und daß unter den Män-

nern des Gedankens wiederum wir Künstler den Haupteinfluß haben. Unser Beruf sei es, die Menschen zu belehren. Damit aber jene naheliegende Frage: »Was weiß ich, und was kann ich lehren?« sich nicht aufdrängte, war es in dieser Theorie dargelegt, daß man dies gar nicht zu wissen brauche und daß der Künstler und Poet unbewußt belehrt. Ich galt für einen ausgezeichneten Künstler und Dichter, und deshalb war es nur natürlich, daß ich mir diese Theorie aneignete. Ich – Künstler, Dichter – schrieb, lehrte, ohne selbst zu wissen, was. Man zahlte mir dafür Geld; ich hatte vorzügliches Essen, gute Wohnung, Weiber, Gesellschaft; ich war berühmt. Folglich mußte das, was ich lehrte, sehr gut sein.

Dieses Vertrauen auf die Bedeutung der Poesie und die Entwicklung des Lebens war ein Glaube, und ich war einer seiner Priester. Solch ein Priester zu sein war sehr vorteilhaft und angenehm. Und recht lange Zeit habe ich daran geglaubt, ohne daß sich Zweifel an der Richtigkeit dieses Glaubens einstellten. Doch im zweiten und besonders im dritten Jahre dieses Dahinlebens begann ich, an der Unfehlbarkeit dieses Glaubens zu zweifeln, und fing daher an, ihn zu erforschen. Die ersten Zweifel stellten sich ein, als ich wahrnahm, wie uneins die Priester dieses Glaubens untereinander waren. Die einen sagten: Wir – die besten und nützlichsten Lehrer – lehren das, was richtig und notwendig ist; was die anderen lehren, ist falsch. Die anderen sagten: Nein – wir sind die wahren Lehrer, eure Lehren sind unrichtig. Sie stritten, zankten, schalten, betrogen einander und spielten einander Streiche. Überdies gab es unter den Priestern viele, die sich gar nicht drum kümmerten, wer recht habe und wer nicht, die mit unserer schriftstellerischen Tätigkeit eigennützige Ziele anstrebten.

Nachdem ich an der Richtigkeit des schriftstellerischen

Glaubens zu zweifeln begonnen hatte, fing ich an, seine Priester aufmerksamer zu beobachten, und überzeugte mich, daß fast alle diese Priester, die Schriftsteller, unsittliche und in ihrer Mehrzahl schlechte und in ihrem Charakter nichtswürdige Menschen waren – viel niedriger stehend, als jene Männer, denen ich in meinem früheren lockeren und Krieges-Leben begegnet war. Diese Leute wurden mir zuwider, ich wurde mir selber zuwider, und ich begriff, daß dieser Glaube Betrug war. Sonderbar aber war, daß, obwohl ich bald diese ganze Lüge durchschaut und mich von derselben losgesagt hatte, ich mich doch nicht vom Rang, den diese Leute mir verliehen hatten – vom Rang eines Künstlers, Dichters, Lehrers –, lossagte. Naiv glaubte ich, ich sei ein Dichter, ein Künstler und könne belehren, ohne selbst zu wissen, was ich lehre. Und das tat ich auch.

Denn aus dem Umgang mit diesen Leuten hatte ich ein neues Laster davongetragen: einen Hochmut, der sich bis zur Krankheit entwickelte, und eine wahnsinnige Überzeugung, daß ich berufen sei, Menschen zu belehren.

Wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, an meine damalige Stimmung und an die Stimmung jener Menschen (es gibt übrigens derer auch jetzt zu Tausenden), so empfinde ich Mitleid mit mir, ich schäme mich, und lächerlich wird mir zumute – es ist gerade die Empfindung, die einen in einem Irrenhaus überkommt.

Wir alle waren damals überzeugt, daß wir reden, schreiben, drucken mußten – so rasch wie möglich, soviel wie möglich, daß alles das für das Wohl der Menschheit nötig sei. Und Tausende von uns, ohne einander anzuerkennen, einander beschimpfend, alle schrieben wir, ließen drucken, andere belehrend. Wir bemerkten nicht, daß wir nichts wußten, daß wir die einfachste Frage des Lebens – was gut, was

schlecht sei – nicht beantworten konnten; wir redeten alle zugleich, ohne einander anzuhören, von Zeit zu Zeit stimmten wir einander zu, lobten einander, damit man auch uns zustimme und uns lobe; bald aber ärgerten wir uns übereinander – genau wie in einem Irrenhaus.

Tausende von Arbeitern arbeiteten Tag und Nacht aus allen Kräften, setzten und druckten Millionen von Worten, und die Post verbreitete sie über ganz Rußland, wir aber belehrten weiter, trotzdem blieb vieles, worüber wir nicht zu belehren vermochten, und wir ärgerten uns darüber, daß man uns so wenig folgte.

Sehr sonderbar war es, das ist mir jetzt begreiflich. Unser innigster Wunsch war es, soviel Geld und Ruhm als möglich zu erwerben. Um dieses Ziel zu erlangen, konnten wir nichts anderes tun, als Bücher und Zeitungsartikel zu schreiben. Das taten wir auch. Um aber ein solch nutzloses Geschäft zu betreiben und zugleich überzeugt zu sein, daß wir sehr wichtig wären, mußten wir eine Theorie erfinden, die das alles rechtfertigen konnte. Und so ersannen wir folgendes: Alles, was existiert, ist vernünftig. Und alles, was existiert, entwickelt sich. Es entwickelt sich aber alles durch die Bildung. Die Bildung wiederum wird durch die Verbreitung von Büchern und Zeitungen bemessen; da man uns Geld zahlt und uns dafür verehrt, daß wir Bücher und Zeitungen schreiben, so sind wir die nützlichsten und die besten Menschen. Diese Theorie wäre sehr gut, wenn wir alle einig gewesen wären. Doch kaum hatte einer von uns einen Gedanken geäußert, führte ein anderer das genaue Gegenteil aus – das hätte uns eigentlich stutzig machen sollen. Wir bemerkten es aber nicht; man bezahlte uns, und Leute *unserer* Richtung lobten uns – also glaubte jeder von uns, recht zu haben.

Jetzt ist mir klar, daß ein Unterschied zwischen uns und einem Irrenhaus nicht existierte; damals habe ich das nur dunkel geargöhnt – wobei ich, gleich allen Irrsinnigen, alle anderen irrsinnig nannte, nur nicht mich selbst.

III.

So lebte ich, indem ich mich noch weitere sechs Jahre, bis zu meiner Verheiratung, dieser sinnlosen Tätigkeit hingab. Zu dieser Zeit war ich ins Ausland gereist. Das Leben in Europa und meine Annäherung an die den Ton angehenden und gelehrten europäischen Köpfe bestärkte mich noch mehr in jenem Glauben an die allgemeine Veredelung, in dem ich lebte, denn denselben Glauben fand ich auch bei ihnen. Dieser Glaube nahm in mir jene übliche Form an, wie bei vielen Gebildeten unserer Zeit. Er äußerte sich in dem Wort: »Progreß«, Fortschritt. Damals schien es mir, daß dieses Wort etwas ausdrückte. Ich begriff noch nicht, daß, wenn ich, wie jeder Mensch von Fragen, wie ich besser leben solle, gequält, antwortete: »Du hast dem Progreß gemäß zu leben«, damit im Grunde die gleiche Antwort gab wie ein Mann, der in einem Kahn vom Wind über die Wellen getragen wird, auf die für ihn entscheidende Frage »Wohin steuern?« antworten würde: »Es treibt uns irgendwohin.«

Damals nahm ich das nicht wahr. Zwar empörte sich damals, aber nur selten – nicht der Verstand, sondern das Gefühl gegen diesen verbreiteten Aberglauben, mit welchem die Leute ihr Nichtverstehen des Lebens verhüllen. Als ich während meines Aufenthalts in Paris Augenzeuge einer Hinrichtung wurde, wurde mir das ganze Schwankende meines Aberglaubens an den Progreß bewußt. Ich sah, wie der Kopf sich vom Körper trennte, und hörte, wie erst der Kopf und dann der Rumpf im Kasten aufschlugen, und ich begriff nicht mit dem Verstand, sondern mit meinem ganzen Wesen, daß keine Theorie über das Vernunftgemäße des Existierenden und des Progresses diese Tat rechtfertigen könnte. Und wenn